

Hilfe in erster Linie von anderen, zumal vom Staat zu erwarten. Gewiß hat die zunehmende Zusammenballung und Verfeinerung des modernen Gemeinschaftslebens die Verpflichtungen der Gemeinschaft gegenüber dem Einzelmenschen ganz allgemein erhöht, aber in besonderem Maße ist die Anfälligkeit für Unselbständigkeit doch dem deutschen Menschen anerzogen worden. Subalterner Geist und Drang zur Pensionsberechtigung haben weite Teile des Volkes erfaßt und Willen und Kraft zum selbständigen Lebenswagnis geschwächt. Gewiß sind in der industrialisierten Wirtschaft und sozialen Verwaltungsgemeinschaft die Möglichkeiten selbständiger Betätigung begrenzt — diese Gesamtstruktur der Erwerbstätigkeit muß für unsere Zeit hingenommen werden —, aber das ist nicht das Entscheidende. Entscheidend ist vielmehr, daß die unselbständige Berufs- und Erwerbstätigkeit die Menschen nicht unfähig machen darf, im Notfall sich auf die eigenen Füße zu stellen; daß die Menschen immer Spannkraft genug behalten, auch in einem Wechsel von der unselbständigen zur selbständigen Beschäftigung das Leben zu meistern. Von früh auf muß diese Fähigkeit, die Kraft und dieses Zutrauen zu sich wieder anerzogen werden. Auch dies liegt im Sinne einer Verwirklichung des Rechts auf Arbeit. Je mehr der einzelne sich in einer Zeit der Not mit eigener Geschicklichkeit selbst durchzuringen vermag, um so weniger wird die Gemeinschaft benötigt, die immer nur aushilfsweise und unzureichend eingreifen kann.

Liegt so nicht ein Körnchen Wahrheit in dem Satz, den ein sozialistischer Abgeordneter (Singer) vor einem halben Jahrhundert einmal geprägt hat: das Recht auf Arbeit müsse und werde überwunden werden?

Die Kraft und die Herrlichkeit

Zu dem Priesterroman von Graham Greene

Von FRANZ HILLIG S.J.

Bernanos ist tot; doch das Thema seiner Romane läßt die Menschen nicht los. Nun gelangt ein neuer Priesterroman in die Hand des deutschen Lesers: „Die Kraft und die Herrlichkeit“.¹ Der Engländer Graham Greene hat ihn geschrieben und ist mit diesem Buch in die Reihe der beachteten Schriftsteller der Gegenwart gerückt. Nicht das Thema allein läßt an Bernanos denken. Es ist die Art, wie in diesem Priesterroman die Macht

¹ Englischer Titel: „The Power and the Glory“, amerikanischer Titel: „The Labyrinthine Ways“. In sehr freier Anlehnung an das Buch drehte John Ford den Film „The Fugitive“, der 1948 auf der Biennale in Venedig den Preis des Internationalen Katholischen Filmbüros in Brüssel für den wertvollsten Film erhielt. Er läuft in Frankreich unter dem Titel „Dieu est mort“. Vgl. Paul Doncoeur „Deux essais sur le sacerdoce“, Etudes, Januar 1948, S. 107 ff.

des Bösen ernst genommen wird, wie die Menschen ihm ausgeliefert erscheinen und die Gnade ihm in Ohnmacht entgegentritt.

Damit wollen wir keine Abhängigkeit behaupten. Greene schreibt seine eigene Handschrift. Er tritt im Vollbesitz seiner Mittel auf den Plan, und noch durch die nicht immer befriedigende Übersetzung² hindurch packt uns die Sicherheit seiner Zeichnung. Es ist ein äußerst sparsamer und gedrängter Realismus, der auf zweihundert Seiten eine ganze Welt zu bannen weiß. Man kann diese Begegnung nicht so leicht vergessen. Der Mann, der im Mittelpunkt dieser Geschichte steht, geht fortan mit einem mit.

Mit dem Namen Bernanos ist auch angedeutet, daß wir bei dem Engländer nicht in der freien Natürlichkeit und Helle einer Dichtung stehen, wie sie uns in Werfels „Lied von Bernadette“³ beglückt hat. Werfel schenkte uns mit seinem Lourdes-Roman ein Aufatmen aus der Literatur des Alptraums. Bei Graham Greene schlägt die Düsterei einer dem Bösen verfallenen Welt wieder über uns zusammen.

I

Wenn es einem gegeben wäre, die Erdkugel von einem andern Stern aus zu beobachten: „Sicher wälzte sie sich schwer im Raum, im tiefen Nebel, wie ein brennendes, verlassenes Schiff“ (28) — eingehüllt in die Sünde der Menschen. Die Kerkernacht (im 3. Kapitel des 2. Teils) kann für das ganze Dasein stehen: „An diesem Ort ging es zu wie in der Welt; die Leute haschten nach Anlaß zur Freude und zur Hoffart in einer verkrampften und unangenehmen Atmosphäre: es blieb keine Zeit mehr, etwas Wertvolles zu tun, und immer träumte man von Flucht“ (135).

„Dieses verdammte Land“ (8) ist in die gnadenlose Sonne Mexikos hineingestellt. Es ist ein mittelamerikanischer Phantasiestaat, in dem die Revolution der Rothemden gesiegt hat. Die Kirchen sind abgetragen oder profanen Zwecken zugeführt. (Ein gemaltes Glasfenster, eine Madonna, hat sich aus der geplünderten Kirche in ein Zahnatelier verirrt. „Man kann sich das hier nicht aussuchen.“) Da, wo einst die Kathedrale stand, ist ein Zementspielplatz angelegt, und die verrosteten Schaukeln ragen wie Galgen.

Man kann keinen Schritt tun, ohne auf Wachtposten mit Gewehr zu stoßen. „Erschossen... Sie wissen ja, wie es hier zugeht“ (9). Man sperrt die Tür hinter sich zu. So oft es klopft, schrickt man zusammen. Man

² Uns liegt die deutsche Ausgabe von Heinemann und Zsolnay, London 1947, vor. Seitenangabe nach dieser Ausgabe. Sie wimmelt von ungenauen Übersetzungen. Statt Reuegebet heißt es an vielen Stellen „Bußgebet“ (z. B. 24, 73, 76, 120, 132). Es ist von „Gilden“, „Kindern Mariae“ und „Altargesellschaften“ die Rede. Statt Wandlung heißt es „Weihe“, statt Mitbruder „Bruder-Priester“ (96). Mit dem „guten Dieb“ (130) ist offenbar der gute Schächer gemeint. Für „Gesellschaft von St. Vincent de Paul“ sagen wir Vinzenzbruderschaft. — Warum sichern sich die Verleger beim Übersetzen katholischer Stoffe nicht die Mitarbeit eines Katholiken? — Die zahlreichen sonstigen Verstöße gegen die deutsche Sprache übergehen wir.

³ Suhrkamp, Berlin und Frankfurt a. M. (1948).

kann nie wissen. Man kann niemandem trauen. „Recht?“ sagte der Kapitän, „Sie tragen Ihr Recht um die Hüften geschnallt“ (35).

Die Pistole, der Colt, empfängt in der Welt der Staatsallmacht eine fast religiöse Weihe. Der Polizeileutnant zeigt sie den Knaben, die sie mit Ehrfurcht und Sehnsucht beschauen. Der Leutnant ist in seinen blanken Stiefeln und der tadellosen Uniform die Verkörperung des revolutionären Fanatismus. „Es machte ihn wütend, daß es noch Menschen im Staate gab, die an einen liebenden, gnadenreichen Gott glaubten. Es gibt sogar Mystiker, die behaupten, sie hätten Gott selbst erlebt. Er war auch ein Mystiker und was er erlebt hatte, war Leere — die volle Gewißheit der Existenz einer sterbenden, sich langsam abquälenden Welt, mit menschlichen Wesen, die vom Tier stammten und zu keinem Zweck da waren. Er wußte es.“

Er hätte sein Vaterland „am liebsten mit einer Stahlmauer umgeben, bis alles ausgemerzt war, was ihn an die elenden Bilder seiner (christlichen) Kindheit gemahnte. Er hätte gern alles zerstört; auch die Erinnerung an alles. Sein wirkliches Leben begann erst vor fünf Jahren“ (24). — Er braucht keine Frauen (21), er hat kein Gefühl für die Todesangst, diese „Schwäche des Fleisches“ (24). Er kennt nur Haß und Verachtung „für diese ihm so fremde Lebensweise (der er bei Ausländern begegnet), für Bequemlichkeit, Geborgenheit, Toleranz und Behagen“ (35). Das gehört auch zu dem Leben in diesem Land, daß „heimgehen“ nur eine Phrase war. „Man meinte damit die vier Wände, in welchen man schlief. Ein Heim gab es nicht“ (9).

Es ist kein Zufall, wenn ein vernachlässigtes Zahnatelier in den Bildern des Buches eine Rolle spielt. Es hat den Wert eines Zeichens: die Welt ist öde geworden. Es läuten keine Glocken mehr. Außerhalb des eigenen Herzens gibt es nichts Sinnvolles (38). Vorher hatten sie jedenfalls — Gott (13). Und wie um die Öde noch zu steigern, lastet auf dem Land die Prohibition. Der Wein, die Fülle und die Freude ist versiegt. Der fade Geschmack von Limonade bleibt auf der Zunge.

Der Staat hat die Kirche an ihrem empfindlichen Punkt zu treffen gewußt: im Priester. Die Priester wurden, soweit sie nicht flohen, liquidiert. Denn der Priester ist ein Verräter an der Republik. Ihrer zwei sind noch übrig: der alte, fette und kurzatmige José, der sich dem staatlichen Ehezwang für Priester unterwirft und der Lächerlichkeit anheimfällt, und der Namenlose, dessen Schicksal den Roman erfüllt. Auf seinem Kopf steht ein Preis. Wer ihn beherbergt, gilt als Hochverräter. An seiner Statt werden Geiseln genommen und erschossen. Er ist das Wild, das unter Führung des Polizeileutnants von Dorf zu Dorf gejagt wird. Er entkommt endlich in die Freiheit — und kehrt wissend und wollend in den sicheren Tod zurück. Er fällt unter den Kugeln des Exekutionspelotons.

Ein Heiliger also? — Wenn mit diesem Wort eine reine und strahlende Gestalt gemeint ist, ein Mensch zwar, aber ein Erwählter, dem bei jedem Schritt das Höhere und Himmlische hervorglänzt, dann tut Greene alles, um uns gründlich zu enttäuschen. Davon gerade distanziert er sich. Immer wieder schaltet er die fromme Mutter ein, die den Kindern aus dem erbaulichen Leben eines mexikanischen Märtyrerpriesters vorliest. Ach, wie schön sich das anhört! Johannes heißt er: „Als er vor der Mauer stand (an der er erschossen werden sollte), wandte Johannes sich um und begann zu beten — nicht für sich, für seine Feinde... Der Offizier gab den Befehl, die Waffen zu präsentieren. In diesem Augenblick zog ein Lächeln der Verklärung und des Glückes über das Gesicht des Johannes. Es war, als sähe er die Arme Gottes zu seinem Empfang ausgebreitet. Schon immer hatte er seiner Mutter und den Schwestern gesagt, er habe ein Vorgefühl, als werde er in das Himmreich eingehen“ (221).

Nein, so ist es hier nicht! Das ist frommes Klischee. Man muß anderswo suchen, um eine Priestergestalt zu finden, die dem Priester von „Kraft und Herrlichkeit“ ähnlich sieht. Man könnte an Herwigs „Sebastian vom Wedding“ denken.⁴ Doch wie enttäuscht ist man, wenn man sein Buch im Anschluß an Graham Greene wieder einmal zur Hand nimmt. Welchen Weg hat die Darstellung christlicher Stoffe in den letzten fünfundzwanzig Jahren zurückgelegt! Wie ist alles dichter und echter geworden! Welche Erweiterung des dichterischen Raumes!⁵ Man ist überrascht, wie verwandt der Sebastian jenem frommen Johannes ist. Bei Herwig lesen wir: Sebastian „wanderte mit Handwerkern, Verbrechern, verwilderten Soldaten und leuchtete sie alle mit seiner lächelnden Reinheit an“ (17). „Mit tiefster Inbrunst ging er zum Tisch des Herrn; schwebend leicht, die Seele vom Glockenton erfüllt, ging er wieder auf seinen Platz“ (21). „Er griff alles mit Mut an, und sein Werken war Gesang“ (25). „Die Gebetswolke um Sebastian schwebte läuternd empor“ (30). In diesem Stil geht es weiter. Oder vielmehr, es steigert sich noch. Sebastian beginnt „immer heftiger zu strahlen. Die von Gott ganz erfüllte Seele schien zu allen Poren des Fleisches hinauszquellen und wie ein Nimbus ihn zu umgeben“ (38). Schließlich wird er gar — und vor seinem Tode — als leuchtende Erscheinung über dem Wedding schwebend gesehen: „Ein Rausch des Glückes erfaßte die Menschen; es schien, daß die Straße stiller wurde und alle Füße leiser auftraten“ (82). Er stirbt unter den Kugeln mit dem feierlichen Ausruf: „Herr, lasse mein Blut fruchtbar sein, Herr, Herr!“ (96). Der Untertitel heißt: eine Legende. Es ändert nicht viel.

⁴ Josef Kösel und Friedrich Pustet, München, Kempten 1921.

⁵ Vgl. den Beitrag von Hubert Becher S.J. im Oktoberheft 1948 dieser Zeitschrift, Bd. 143, S. 26.

Bei Greene ist alles unendlich gedämpfter. Es ist Nacht über dem Land und im Herzen der Menschen. Nur noch dieses eine Licht ist da, der Priester. Aber auch in ihm flackert es wie eine vom Dunkel schon halb verschluckte Flamme: ein kleiner, schrumpfender Lichtpunkt inmitten des großen Dunkels. Sorgfältig ist jede goldene Tresse von diesem Mann ohne Namen abgetrennt. „Er machte einen schlechten Eindruck mit seinen grauen, drei Tage alten Bartstoppeln, einen schwächlichen, wie einer, der mit sich herumkommandieren ließ“ (13). Er hat hervorquellende, blutunterlaufene Augen, gelbe, lückenhafte, kariöse Zähne und ist von einer „abstoßenden Unterwürfigkeit“ (37).

Er geht in Schuhen, von denen nur noch das Oberleder vorhanden ist, barfuß einher. Zweige und Wurzeln schneiden ihm die Füße blutig. Er trägt die zerrissenen Bauernkleider eines Peons „wie jeder andere gewöhnliche Mensch“ (61). Auch seine Hände sind nicht mehr von denen eines Arbeiters zu unterscheiden. Er ist einsam und verlassen. Er fürchtet sich. Er hungert. Einmal ringt er mit einem sterbenden Hund um einen Knochen, an dem noch Fleischfetzen sind. Von der Leiche eines toten Indianerkindes nimmt er den Zuckerklumpen weg, um ihn zu verzehren. „Mann, Sie weinen!... Sie sind ein Dichter“ (115). Er ist kein Dichter. Er ist ein armer Mensch.

Doch das ist nur die erste Stufe der Demütigung. In der Not der Verlassenheit, in der entnervenden, lähmenden Schwüle des tropischen Klimas, in der Entbehrung allen Trostes, nicht zuletzt jedes mitbrüderlichen Beistandes, ist der gehetzte Mann an den Alkohol gekommen und ihm verfallen. Er ist weit und breit als der „Schnapspriester“ bekannt. Noch tiefer stößt ihn der Dichter in die innere Not und Verstrickung: der Priester hat ein Kind, eine Tochter. Brigitte heißt sie und ist frühreif und verdorben. Nur einmal trifft er mit dem Kind zusammen und steht hilflos vor der Verantwortung seiner Vaterschaft. „Ohne Liebe war sie erzeugt worden, nur gerade Angst und Verzweiflung, eine halbe Flasche Schnaps und die Einsamkeit hatten ihn zu der Tat getrieben, die ihn entsetzte“ (67). Für die Frau war es nichts als ein Zwischenfall. „Nur er trug eine Wunde davon, als ob eine ganze Welt untergegangen wäre“ (70). Bis in seine Träume, bis in die letzte Nacht im Kerker verfolgt ihn der Gedanke an sein unseliges, bedrohtes Kind, in dessen Leben er das Böse wie die Fliege im Bernstein eingeschlossen weiß.

So sieht das Gefäß aus, durch das Gottes Gnade den Menschen noch nahe ist. In seinen eigenen Augen ist er der Abschaum der Menschen. Seit ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ist und seinetwegen Geiseln genommen werden, irrt er scheu wie ein Aussätziger durch die Wälder. „Er war jetzt wie eine Seuche“ (66). Er ist der Störenfried, den sie nur „aus dunklen und abergläubischen Gründen doch lieber nicht der Polizei ver-raten“ (81). Er muß sich sagen lassen: „Je früher Sie tot sind, desto

besser.“ Im Traum spricht sein Kind zu ihm: „Du Tier“ (135). Schluchzend wacht er auf. Es wäre eine Erlösung, wenn die Polizei ihn endlich fände. Wie oft hat er sich freiwillig stellen wollen; aber darf er das?

Er ist das letzte Licht in dem Land. Er bringt inmitten des verlassenen Volkes das Opfer dar, legt ihnen Gott in den Mund. Aber ihn quält der Gedanke, ob sein Beispiel nicht mehr verdirbt, als sein Wirken aufbaut. Wenn er wüßte, daß er eine Seele rettet! Sind die Geiseln, die seinetwegen erschossen werden, bereit, vor Gottes Richterstuhl hinzutreten? Alles ist erschreckend kompliziert. „Er fürchtete noch immer den Tod..., und doch begann er ihn zu locken, diese Lösung war so einfach“ (132).

Erschütternde Selbstanklagen des Priesters ziehen sich durch den Roman. „Die Worte: stolz, lüstern, neidisch, feig, undankbar — berührten alle die richtigen Federn — er war das alles“ (90). Er ist ein schlechter Priester. Er ist unwürdig. Er zieht selbst in der letzten Nacht seines Lebens die Summe: „Was für ein unmöglicher Kerl bin ich, dachte er, und wie nutzlos. Ich habe niemandem etwas Gutes getan. Ich hätte ebensogut gar nicht leben müssen. Seine Eltern waren tot — bald wird er nicht einmal mehr eine Erinnerung sein — vielleicht war er selbst die Hölle nicht wert. Die Tränen liefen ihm über die Wangen: er hatte jetzt keine Angst mehr vor der Verdammnis — selbst die Furcht vor den Schmerzen war zurückgedrängt. Er fühlte nur eine grenzenlose Enttäuschung, weil er mit leeren Händen vor Gott treten sollte, weil er so gar nichts geleistet hatte. Jetzt dünkte ihn, es wäre ein Leichtes gewesen, ein Heiliger zu sein. Es hätte nur ein wenig Zucht und ein wenig Mut gebraucht. Ihm war zumute wie einem, der das Glück um einige Sekunden an einem vereinbarten Ort versäumt hat. Jetzt wußte er es: am Ende zählte nur etwas — ein Heiliger sein“ (213). Sein letztes Wort vor den erhobenen Gewehrläufen ist ein Stammeln der Verlegenheit. Es lautet so ähnlich wie: „entschuldigen...“ (219).

II

Doch nun ist es wahrhaftig an der Zeit, daß dieser Verdemütigung und Selbsterniedrigung des armen Menschen von den Engeln Gottes das Große und Strahlende entgegengehalten werde, das, ihm selbst völlig unbewußt, aus seinem gemarterten Dasein bricht. Er selbst hat keinen Glanz gesehen. Er hat noch sein heroisches Ausharren auf Stolz zurückgeführt. „Ich war zu ehrgeizig, dachte er“ (96).

Dieser Roman heißt „Die Kraft und die Herrlichkeit“, weil all diese Schwäche und Armseligkeit nur eine Verkleidung ist. Der Titel geht auf eine Lesart des Vaterunsers bei Matthäus 6,13 zurück. Dort heißt es: Sein ist die Kraft und die Herrlichkeit; sein, nicht unser. „Was der Welt niedrig und verächtlich erscheint, ja was ihr nichts gilt, hat Gott ausgewählt, um das, was etwas gilt, zunichte zu machen“ (1. Korinther 1,28).

In unserer Schwachheit kommt seine Kraft zur Vollendung. Dieser paulinische Gedanke aus dem zweiten Korintherbrief (12,9) ist geradezu der Leitgedanke des ganzen Buches.

Näherhin: seine Auswirkung im Geheimnis der Priesterweihe. Gott ist gegenwärtig im Priester, unabhängig von dessen persönlichem Wert und Wirken. Auch noch von dem armseligsten Priester gilt: „Tu es sacerdos in aeternum — du bist Priester in Ewigkeit!“ — „Wenn er ging, war es, als würde Gott aufhören im Raum zwischen Meer und Bergen“ (66). Mochte sein Leben ein öffentliches Ärgernis sein: wenn er die Worte der Wandlung sprach, war Gott unter ihnen. „Als er die Hostie emporhielt, sah er die erhobenen Gesichter wie verhungerte Hunde“ (72). — „Sie verstehen alles über Gott, nicht? ... Vielleicht haben Sie ihn hier — in der Tasche. Sie tragen ihn herum, nicht, falls jemand krank ist ... Ich bin krank. Warum geben Sie ihn mir nicht?“ (98)

Der Priester speist das Volk. In Christi Macht und Namen nimmt er ihm die Last der Sünde ab. Er ist seine Gegenwart unter den Menschen. Es würde im Grunde nichts ausmachen, „selbst wenn jeder Priester der Kirche wäre wie ich“ (197). Sie sind doch Werkzeuge in der göttlichen Hand, Träger der Vollmacht und Weihe.

Der Werkzeugcharakter bedeutet: ausgeliefert sein. Über diesem Leben waltet ein seltsamer Zwang. Ein anderer verfügt über ihn. „Ich bin Priester. Das steht nicht in meiner Macht. Es ist wie ein Muttermal“ (40). „Es handelt sich nicht um das, was du willst — oder was ich will“ (80). Er ist gebunden, längst ehe ihm Fesseln angelegt werden. Gefangener Christi.

Zu den Fesseln Gottes kommen die der Menschen. Er ist der Sklave seines Volkes. Wenn er todmüde von seinen Irrfahrten in eine Hütte eingekehrt ist, wecken sie den Übermüdeten: Vater, dürfen wir beichten? — „Könnt ihr mich nicht fünf Minuten schlafen lassen?“ Aber wie immer gibt er nach: „Ich bin euer Diener. Er legte die Hand über die Augen und begann zu weinen“ (45). Müde wankt er hinaus, so oft ihn ein Kranker ruft, auch als er weiß, daß es nur eine Falle ist. Er kennt es nicht anders. *Mangé par les âmes*: er reibt sich für sie auf.

Ach, es ist nicht nur der Charakter der Weihe! Er hat das Herz des Guten Hirten; sein uferloses Erbarmen. *The great pity*. Das schluchzt aus dem ganzen Roman. Seine Quellen wären mit Léon Bloy und Dostojewski sehr ungenügend benannt. Dieses Erbarmen strömt aus dem Herzen des Erlösers. Graham Greene weiß, was den Geist des heidnischen Staates von dem Christi trennt: *sine misericordia* — ohne Erbarmen (Römer 1,31).

Die Polizei schießt bedenkenlos auf das Kind, das der Verbrecher als Kugelfang vor sich hinhält. Der Priester aber denkt: „Es ist eine schreckliche Sünde, einen Menschen zu töten“ (126). — „Das war der Unter-

schied, dessen er sich immer bewußt war, zwischen seinem Glauben und dem ihren, dem der politischen Führer des Volkes, denen nur der Staat, die Republik am Herzen lag. Dieses Kind war wichtiger als ein ganzer Kontinent... Man muß jede Seele lieben wie das eigene Kind. Der leidenschaftliche Wunsch zu beschützen muß sich über die Welt verbreiten“ (84).

In diesem armen und verachteten Priester brennt eine unsinnige Liebe zu den Verworfenen, den Gefangenen, dem Bankräuber und Mörder, dessen Bild in der Polizeistube brüderlich neben dem seinen hängt. (Starb Er nicht auch zwischen zwei Räubern?) Kaum eine Stelle des Buches ist so erschütternd wie die Schilderung seiner nächtlichen Reise mit dem abstoßenden Mestizen, dem Judas, der ihn verriet. Mit wieviel zarter Rücksicht dient ihm der Priester, bietet ihm sein Reittier an, bittet ihn um Verzeihung! Was besagt „Mestize“ und „Verräter“? „Wir sind alle Menschen“ (27). Der Mensch aber ist ein Geheimnis.

„Im Mittelpunkt seines Glaubens stand immer das zwingende Mysterium — daß wir im Ebenbild Gottes geschaffen wurden — Gott war der Vater, aber er war auch der Polizist, der Priester, der Wahnsinnige, der Richter. Ein etwas, das Gott glich, hing vom Galgen oder stand kläglich vor den Kugeln im Gefängnishof... Gottes Ebenbild (der Mestize) schwankte nun hin und her auf des Esels Rücken, die gelben Zähne staken in der Unterlippe... Er sagte: „Fühlst du dich jetzt besser?“... Und er drückte die Hand mit einer Art gehetzter Zärtlichkeit auf die Schultern von Gottes Ebenbild“ (103).

Er bietet dem Mestizen sein Hemd an. Er geht so weit, seinen Verrat zu entschuldigen, ihm die Belohnung zu gönnen. Er denkt nicht daran, auf den unglücklichen, unwürdigen, feigen José einen Stein zu werfen: „Wenn ich Sie je beleidigt hab, José, verzeihen Sie mir, Ich war dünnkelhaft, hochmütig, herrschsüchtig — ein schlechter Priester. Ich hab im Herzen immer gewußt, daß Sie der Bessere von uns beiden sind“ (120). Das ist ein unverwechselbarer Klang. Das ist die Stimme der Demut, wie sie uns aus dem Leben der echten großen Heiligen der Kirche vertraut ist.

Mit unerschütterlicher Gewißheit weiß dieser Priester, daß er von allen der geringste ist: „Ich weiß nichts über Gottes Gnade: ich weiß nicht, wie sündig das Herz des Menschen ihm scheinen mag. Aber ich weiß eines — wenn je ein einziger Mensch in diesem Staat verdammt werden soll, dann will auch ich verdammt sein“ (202). Die Gerechtigkeit fordert es.

Eine seltsame Wandlung ist mit ihm geschehen. Er war früher anders: wohlgenährt und glattrasiert saß er im Kreise seiner Pfarrkinder. Er wußte auf Vereinsfesten als Redner Beifall zu erringen. Er hatte den autoritären geistlichen Ton in der Stimme. Er sah auf Einkommen und sann auf Beförderung. — Wie weit liegt das alles zurück? Damals gab

es Kirchen, die tägliche Messe, das Brevier, die Priesterkonferenzen. Alles ging damals glatt, aber war er damals Priester?

„Das blieb auch eines der Rätsel: ihm schien zuweilen, daß die läßlichen Sünden — Ungeduld, Notlüge, Hochmut oder eine Unterlassung — einen von der Gnade weiter entfernten als die großen Sünden. Damals, in seiner Unschuld, hatte er niemanden geliebt: jetzt, in seiner Verderbtheit, hatte er gelernt...“ (141). Der Gedanke wird nicht zu Ende geführt; aber es ist genug gesagt. Es ist, als verlief die tiefere Entwicklung im genauen Gegensatz zur äußeren. Äußerlich hat er eins ums andere drangeben müssen: den Altarstein, das Brevier, den Meßkelch. Er ist in Sünde und Schande geraten (Gott weiß, wie viel dabei zu seiner Entlastung sprach). Aber die Erniedrigung wurde ihm der Weg zu tiefer Gnade.

Immer mehr weiß er, wie wenig die im Beichtstuhl aufgesagten Sünden den Kern berühren. Das sind oft nicht die „wirklichen Sünden“. Das Schlimme ist der Mangel an Demut und Liebe und Wahrhaftigkeit: der Pharisäer. In ihm ist etwas von der leidenschaftlichen Wahrheitsliebe des heiligen Franz von Assisi. Er denkt selbst dem Leutnant gegenüber nicht daran, etwas aus sich zu machen. Das wäre Klugheit des Fleisches. Als wäre der Leutnant sein Beichtvater, so deckt er ihm, dem Feind, seine unendliche Armseligkeit auf. So viel Demut entwaффnet. Nicht als ob sich der Leutnant nun gleich bekehrte. Aber er ist getroffen. Vor dieser demütigen Liebe wird auch er edler Regungen fähig. Sind sie überhaupt noch Feinde? Sie sind sich in den letzten Gesprächen wie Brüder nahe gekommen. Unsichtbar steht Christus zwischen ihnen.

Kann ein Mensch, der in diese Zonen hinaustrat, noch in die Unangefochtenheit eines friedlichen und satten Daseins zurück? Die paar Tage, da der Priester nach seiner geglückten Flucht jenseits der Grenze die Gastfreundschaft des deutschen Geschwisterpaares genießen darf (es ist lehrreich zu beobachten, wie der Engländer da uns Deutsche zeichnet!), genügen, um das unstillbare Heimweh nach dem Leben des Opfers wach werden zu lassen. Fast mit Freuden ergreift er den sich bietenden Vorwand, die offenkundige List — und geht zurück. Er gehört seiner Herde. Sie sollen sein Blut haben.

Die Züge dieses Geopferten sind gebildet nach denen des alttestamentlichen zerschundenen Gottesknechtes, an dem nicht Gestalt noch Schönheit ist, ein Wurm und kein Mensch. Sein Leben ist eingetaucht in die Passion. Er erfüllt in erschreckender Wörtlichkeit die Forderungen des Evangeliums nach Wehrlosigkeit, Demut und Feindesliebe. Durch das hohle Gesicht dieses seltsamen Landstreichers blickt uns das Haupt voll Blut und Wunden an.

Sein Opfer war nicht umsonst. In der Nacht nach der Hinrichtung pocht ein Fremder an die Tür des Hauses, wo sie heimlich das erbauliche

Märtyrerleben gelesen hatten: „Der Fremde sagte: ‚Ich bin eben gelandet... Ich bin ein Priester.‘ ‚Sie?‘ rief der Knabe. ‚Ja‘, sagte er leise. ‚Mein Name ist...‘ Aber der Knabe hatte schon die Türe weit aufgerissen und legte die Lippen auf die Hand des anderen, ehe er sich einen Namen geben konnte“ (225). Das sind die letzten Worte des Romans. Die Herde braucht nicht zu fürchten. Das Licht bleibt in ihrer Mitte. Es ist der Nacht nicht gegeben, es je ganz zu verschlucken.

III

Dem Leser gehen, nachdem er das Buch geschlossen hat, mancherlei Gedanken durch den Kopf. Hat es Sinn zu fragen, warum der Dichter seinen Heiligen so sehr erniedrigen mußte? Er hätte die Gegenfrage zu gewärtigen: „Wo nenne ich ihn denn einen Heiligen?“ Vielleicht müßte er auch hören: „Den Mann gibt es. Ich kenne ihn.“ — Man muß dem Dichter die Freiheit der Erfindung zugestehen. Es gibt unglaubliche Grenzsituationen; und Greene hat hier, der Vorliebe so vieler Moderner folgend, eine Grenzsituation gewählt. Dabei kann er freilich nicht verhindern, daß der Fall eben darum eine gewisse Fremdheit zu dem Leben hat, wie es den meisten Menschen aufgetragen ist.

Aber wäre es ganz ehrlich, wenn Greene leugnete, mit diesem Priester so etwas wie den Heiligen unserer Tage gezeichnet zu haben? Die unwillkürliche Wirkung des Romans ist doch die, daß der Priester als solcher erscheint. Der fromme Johannes, von dem die Mutter den Kindern vorliest, ist sein Gegenbild: der Märchenheilige der Legende, der Heilige der frommen, unwahrhaftigen Konvention. — Der Heilige, wie er wirklich ist, der Heilige mitten im Staub und Dreck der Erde, den möchte mancher in der Richtung jenes armen, gehetzten Mannes suchen. — Und warum sollte das ganz unmöglich sein? Die Evangelien sind voll von Beispielen begnadeter Sünder. Die Sünder sind geradezu Gegenstand einer geheimnisvollen göttlichen Bevorzugung. Die Pharisäer aller Zeiten nehmen daran Anstoß. Graham Greene warnt durch die „Fromme“ der Gefängniszene ausdrücklich davor, sich in ihre Gesellschaft zu begeben.

Tatsächlich wird nur ein oberflächlicher Leser den Roman so mißverstehen können, als bagatellisiere er die Sünde. Wenn der Mangel an Liebe auch die schlimmste Sünde ist, so ist damit nicht gesagt, daß irgendeine Sünde je eine Kleinigkeit sei. Die Liebe zu Gott ist ein verzehrendes Feuer, das jedweden Makel ausbrennen möchte, mag er heißen wie immer. Man darf nicht übersehen, wie brennend der Priester an seiner Armseligkeit und seinen Verfehlungen leidet. Es ist eine Tragödie, wenn ein Mensch einer Sucht verfällt, und eine doppelt bittere, wenn das Opfer ein Priester ist. Das bleibt wahr, auch wenn reife christliche Liebe sich ihm gegenüber zu großem Erbarmen und zartem Takt verpflichtet weiß und keiner sich über seinen Bruder erheben darf, denn wir sind alle un-

endlich schwach. Wie ein so Heimgesuchter vor Gott dasteht, weiß zu dem niemand. Vielleicht führt auch ihn sein Kreuz zu einer Stufe der Liebe, die einem weniger versuchten, korrekten Mitbruder versagt bleibt. Insofern vermag das Buch manchem die frohe Botschaft neuer Zuversicht zu bringen.

Wenn die Absicht dieses Romans ist, die Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen zu zeigen, dann wird manche Zuspitzung verständlich. Wir begreifen auch, daß gerade der heutige Mensch mit seinem kompromißlosen Willen zur Ehrlichkeit vor jedem billigen Effekt zurückschreckt. Dennoch hat man den Eindruck, als ob Greene sich eine allzu große Zurückhaltung auferlegt, wo es sich um den Erweis der göttlichen Kraft handelt. Nicht als ob die Strahlungskraft der Gnade bei ihm fehlte. Aber wirkt sie konkret und verwandelnd genug in die Menschen hinein? Die Kirche glaubt weder an eine völlige Verderbtheit der menschlichen Natur und ein schicksalhaftes Ausgeliefertsein gegenüber dem Bösen, noch sieht sie unsere Heiligung so an, als werde der Sünder, während er im übrigen Sünder bleibt, mit einem Lichtmantel umkleidet. Vielmehr stellt die Heiligung eine Zusammenarbeit von Mensch und Gnade dar und trägt im Christenleben auch sichtbare Frucht. So stellen die Apostelbriefe zum Beispiel strenge Forderungen an das Leben des Bischofs, und in den frühchristlichen Aufnahmeprüfungen der Taufbewerber ging es um Beweise untadeligen Wandels. Jedes ehrliche Christenleben und gar das Leben der großen, vorbildlichen Bekenner erweist diese die Schwachheit heilende und wandelnde Kraft der Gnade.

Das unendliche Erbarmen darf nicht mit einer Erweichung der klaren Grundsätze und der unantastbaren Forderungen verwechselt werden. Wenn im ewigen Gott Heiligkeit und Liebe zusammenfallen, dann müssen sie sich in seinen Kindern wenigstens ergänzen. Nie kann eine Tugend ihre Schwestern entbehren.

Ein dunkles Rätsel bleibt. Zu wiederholten Malen bekennt der Priester: „Ich kann nicht bereuen“ (z. B. 130, 170). Wie ist das zu verstehen? Wie ist das überhaupt denkbar? Daß es dabei nicht um eine moraltheologische Tüftelei geht, ist wohl klar. Es gibt nichts, was so wichtig wäre wie die Frage nach unserer Gottesliebe. Sind wir Kinder des Zornes oder der Gnade? Wohl haben wir hienieden keine Glaubensgewißheit von unserer Rechtfertigung, wir können aber durchaus eine moralische Gewißheit unseres Gnadenstandes besitzen. Wie kann dieser Priester eine Gottes- und Bruderliebe haben bis zur Hingabe seines Lebens und sich zugleich für verdammt halten? Wer Gott liebt, hat auch Reue.

Der Roman antwortet: er liebt noch die Frucht seiner Sünde. Aber das ist eine Verwechslung! Auch Augustinus durfte, ja mußte seinen Theodatus lieben und beweinte doch die Sünde, welcher der Sohn entsprossen war. Man könnte an eine subjektive Täuschung denken. Aber wie soll

man sie bei diesem Herzanliegen des Heils und inmitten einer so großen Liebe begreifen? Das Buch behauptet, dem Priester fehle der Beichtvater, der ihm den Weg zur Zerknirschung weise. Wir meinen umgekehrt, ein Mitbruder hätte ihm den Kolosserbrief aufschlagen sollen, wo es heißt: „Ihr sollt mit Freude Gott dem Vater danksagen, der uns befähigt hat, am Erbe der Heiligen im Lichte teilzunehmen. Er hat uns der Gewalt der Finsternis entrissen und in das Reich seines geliebten Sohnes versetzt. In ihm haben wir die Erlösung, die Vergebung der Sünden“ (1, 12 f.). Furcht schafft Qual, aber „die vollkommene Liebe wirft die Furcht hinaus“ (1. Johannes 4, 18).

Wir wollen nicht den Anschein erwecken, als würden wir über eine erfundene Dido Tränen vergießen. Der „Schnapspriester“ ist eine Dichtung. Aber Dichtung wird leicht zu Vorbild und Programm, zur These in Form einer lebendigen Gestalt. Die Düsterteit hat ihr Recht als Grundton einer Dichtung, in der sich die seelische Not der Gegenwart spiegelt. Aber sie hat ihre Gefahren, wenn sie in das christliche Glaubensbewußtsein hineingreift. „Nicht das Leiden, sondern die Auferstehung bildet die Dominante im religiösen Leben der Kirche... Es wird kein Nachteil sein, wenn in den Gläubigen, die guten Willens sind, ... allmählich die Stimmung froher Zuversicht die Oberhand gewinnt über drückende Sündenangst, wenn sie sich bewußt werden, daß der Christ, der in Demut aus den sakramentalen Lebensquellen der Kirche schöpft, an der Gnade und Liebe Gottes nicht zu zweifeln braucht. Daß wir dabei über der Freude der Erlösten das eigene Handeln, über dem opus operatum das opus operantis nicht vergessen dürfen, dafür gibt uns die Liturgie selbst mehr als eine nachdrückliche Mahnung.“⁶

„Die Kraft und die Herrlichkeit“ ist ohne Zweifel ein Buch, das mit vielen anderen zusammen am Bild der kommenden Kirche oder besser an ihrer kommenden Erscheinung formen möchte. Die brave Welt des Seminars, die harmlose des verbürgerlichten Pfarrhauses, die der mit frommen Bildern vollgestopften bischöflichen Residenz scheint unsäglich entrückt. Ihr steht als Gegenpol der äußerste Notfall des isolierten und versprengten Missionars gegenüber, der inmitten eines müde und mürbe gewordenen Kirchenvolks, dem jede Aktivität ermangelt, auf alle Hilfen und Tröstungen verzichten muß, dafür aber das Charisma der sich opfernden Liebe besitzt und, da er keinen Meßwein mehr erhalten kann, mit seinem eigenen Herzblut die letzte Messe feiert.

Ein Mensch, der mit beiden Füßen auf der Erde steht, wird nicht erwarten oder erstreben, daß die Pfarrer ihre Pfarrhäuser aufgeben und das heilige Opfer ohne die liturgischen Gewänder feiern. Der Roman

⁶ „Die Frohbotschaft und unsere Glaubensverkündigung“, von Josef Andreas Jungmann S. J., Friedrich Pustet, Regensburg 1936, S. 137 ff.

malt da für seine Zwecke eine reichlich vereinfachte Kulisse der offiziellen und wirklichen Kirche. Aber eines ist gewiß: er deutet mit einem erschütternden Ernst die Sehnsucht der heutigen Menschheit. Sie sucht den Priester, aber den wirklichen Priester. Nicht den, der von der Kanzel herab strenge Forderungen stellt und selbst jedes Opfer scheut (21). Sondern den, der ihr Gott glaubhaft macht in Demut und Liebe. Maxence van der Meersch hat kürzlich gesagt: „Das Volk glaubt nur noch an Zeugen, die sich totschiagen lassen.“⁷ Der Roman von Greene zeigt, wie solche Bezeugung aussehen könnte.

Eine Großstadtpfarrei nach dem Kriege

Von Pfarrer JAKOB CLEMENS, Köln-Riehl¹

Köln zählte bei der letzten Vorkriegszählung am 17. 5. 1939 768352 Einwohner². Beim Einmarsch der Amerikaner am 6. März 1945 wurde die Einwohnerzahl von Köln ziemlich zuverlässig auf 40000 geschätzt. Bei der ersten Nachkriegszählung am 29. 10. 1946 zählte Köln 489828 Einwohner, also 63% des alten Bestandes. Es steht fest, daß Köln eine der meist zerstörten Großstädte Deutschlands ist. 1939 zählte es 252373, Ende 1946 123322 Wohnungen. Katholiken waren in Köln 1816: 95%; 1900: 79,8%; 1939: 72,6%; 1946: 77,0%.

Der nördlich von Köln gelegene Vorort Riehl zählte am 17. 5. 1939 11980, am 29. 10. 1946 11658 Einwohner. Nach den neuesten Angaben des Statistischen Amtes waren es bis zum 1. 7. 1948 13294, also ein neuer Zuwachs von 14% in der Zeit vom 29. 10. 1946 bis 1. 7. 1948. Die gesamte Stadt Köln hatte in dieser Zeitspanne einen Zuwachs von 7,7%.

Die Pfarre St. Engelbert, deren Grenzen sich nicht ganz mit denen des Vororts decken, zählte am 29. 10. 1946 7793 Katholiken bei 2319 Protestanten. Heute (Ende 1948) zählt sie nach der Kartothek 9134 Seelen. In den folgenden Ausführungen liegt aber die Zahl 7793 zugrunde. Riehl beherbergte vor dem Kriege zur Hälfte eine sozial gehobene Bevölkerungsschicht (Zoo- und Floraviertel), zur anderen Hälfte kleine Beamten- und Arbeiterfamilien. Die grausige Verwüstung der Innenstadt durch Fliegerangriffe führte zu einer zentrifugalen Bevölkerungsbewegung von der Stadtmitte auf die Außenbezirke, besonders auch nach Riehl, das nicht im gleichen Maße (etwa zu 40%) zerstört war. Schon während des Krieges waren hier viele fliegergeschädigte Familien der Altstadt in Baracken

⁷ „Témoignage Chrétien“ vom 5. November 1948.

¹ Der Aufsatz ist zunächst für den Seelsorgeklerus gedacht; er bietet aber so wertvolle Einblicke und Erkenntnisse allgemeiner Art, daß er auch weiteren Kreisen willkommen sein dürfte. Die Schriftleitung.

² Die mitgeteilten Zahlen wurden, soweit sie nicht dem eigenen pfarramtlichen Kartei-material entnommen sind, vom Statistischen Amt der Stadt Köln freundlichst zur Verfügung gestellt.